In unserer dreiteiligen Serie „Der Preis der Töne“ beleuchten wir die fundamentale Krise der GEMA.

In den letzten zwei Jahren gab es heftige Debatten über die Verteilungsschlüssel innerhalb der GEMA-Sparten (U-Musik vs. E-Musik). Der Kern des Streits: Große Verlage und „Top-Verdiener“ profitieren systemisch stärker von Pauschalauszahlungen. Die Reform nun soll einiges ändern: Kleinere Urheber*innen fordern eine transparentere und „basisnähere“ Verteilung, die besonders Live-Auftritte in kleinen Clubs fairer entlohnt, statt nur die Radio-Charts zu bedienen. Was als solidarisches Schutzschild für Komponist*innen begann, droht im Jahr 2026 unter dem Druck von Algorithmen und Markteffizienz zu zerbrechen. Wir blicken auf die Wurzeln, die Fronten und die Zukunft unserer Musikkultur.

Heute: wem nützt die Reform?

Wenn wir über die GEMA-Reform sprechen, geht es um weit mehr als um nackte Zahlen auf den Konten der Urheber*innen. Es geht um die Zerstörung eines Ökosystems, das Deutschland weltweit einzigartig macht. Wenn das Solidarprinzip der reinen Marktlogik geopfert wird, trifft der drohende Kahlschlag die gesamte kulturelle Infrastruktur des Landes.

Die Folgen ziehen Kreise wie ein Stein, der in ein ruhiges Gewässer geworfen wird. Zuerst trifft es jene, die im Hintergrund die Fäden ziehen. Wie die Interessengemeinschaft der Musikverleger (Mai 2026) in einer Stellungnahme zu bedenken gab: *„Ohne die bisherigen Ausschüttungen bricht das Geschäftsmodell für jene weg, die das Wagnis eingehen, komplexe Partituren zu drucken und zu verbreiten, die sich erst in Jahrzehnten amortisieren.“*

Wenn diese Verlage sterben, verschwindet das gedruckte Gedächtnis unserer musikalischen Gegenwart. Noch dramatischer zeigt sich dann das Bild bei den Festivals und Ensembles für Neue Musik. Sinkt die Unterstützung, stirbt die Nische – und mit ihr jene Experimentierräume, in denen die Sprache der Musik von morgen überhaupt erst entwickelt wird. Was bleibt, ist ein kultureller Einheitsbrei; ein Musikland Deutschland, das seine Museen pflegt, aber seinen lebendigen Geist aushungert.

Besonders bitter ist die Perspektive für den ländlichen Raum. Während die großen

Metropolen ihre Leuchttürme vielleicht noch durch kommunale Mittel retten können, droht in der Fläche die kulturelle Verödung. Wenn nun die Markttauglichkeit zum alleinigen Gradmesser wird, werden jene Stimmen verstummen, die zu leise für die großen Algorithmen, aber zu wichtig für den gesellschaftlichen Diskurs sind.

Was am Ende dieser Debatte bleibt, ist die Frage nach dem sozialen Vertrag unserer Kultur. Wenn die GEMA-Hauptversammlung im Mai 2026 ihre Stimme abgibt, entscheidet sie über das Fortbestehen der Idee, dass Kunst Freiheit braucht, um auch dort zu existieren, wo sie sich nicht sofort rechnet. Wie der Journalist Axel Brüggemann in *Backstage Classic* (Mai 2026) mahnte, darf es nicht dazu kommen, dass ökonomische Selektionslogik die ästhetische Vielfalt besiegt.

Wahre Modernisierung hieße, die Instrumente der Förderung so zu schärfen, dass sie Nachwuchs und Innovation schützen, ohne die wirtschaftliche Basis zu gefährden. Es liegt nun an den Urheber*innen selbst zu beweisen, dass sie mehr sind als die Summe ihrer Klicks – und dass die Solidarität, die Richard Strauss einst begründete, auch im Zeitalter der Algorithmen noch einen unschätzbaren Wert besitzt.

Teil1: Richard Strauss und das Erbe von E und U

Teil2: Die Logik des Marktes

Tiefgang statt Bezahlschranke: *Dir ist dieser Artikel ein paar Euro wert? Mit einer Spende via PayPal hilfst du uns, weiterhin unabhängig über die Kulturszene zu berichten.*

Related Post



Warum uns die „Reform“ alle angeht



Richard Strauss und das Erbe von E und U



Die Logik des EMarktes



„Musikstadtfonds stärkt Vielfalt Hamburgs“